

**Ministerpräsident a.D. Professor Dr. Bernhard Vogel  
Vorsitzender der Konrad-Adenauer-Stiftung  
„Vom Papst aus Polen zum Papst aus Deutschland“  
Kolloquium zum Abschluss des  
Deutsch-Polnischen Jahres  
15. Mai 2006, Palazzo della Cancelleria, Rom**

**„Die Versöhnung zwischen Polen und Deutschland  
und die Vision Europas in der Perspektive von  
Johannes Paul II. und Benedikt XVI.“**

Meine sehr verehrten Damen und Herren!

„Today was born in Gdansk“, stand in großen Lettern über der Stirnseite des Festsaaes, in dem wir uns im letzten Sommer auf Einladung von Lech Walesa trafen, um der Ereignisse vor 25 Jahren auf der Leninwerft zu gedenken. Und in der Tat, ohne Solidarnosc, ohne Männer wie Lech Walesa, wie Tadeusz Mazio-wecki oder Wladyslaw Bartoszewski und viele andere, ohne die Wahl eines Polen zum Papst wäre es nicht zum Zusammenbruch der kommunistischen Welt in Europa gekommen.

Auf der Danziger Leninwerft begann das Europa des 21. Jahrhunderts. Für uns Deutsche begann die Gegenwart am 9. November 1989 am Brandenburger Tor, endete die Deutsche Teilung am 3. Oktober 1990 mit dem Beitritt der fünf wiedererstandenen östlichen deutschen Länder und Ostberlins zur Bundesrepublik Deutschland.

Der unvergessene Papst Johannes Paul II. – der „Türöffner der Freiheit“ (Helmut Kohl), der Impulsgeber der friedlichen europäischen Revolution – durchschritt am 23. Juni 1996 das Brandenburger Tor zum Abschluss seines Besuchs im wiedervereinigten Deutschland.

„Jetzt, nachdem ich durch das Brandenburger Tor gegangen bin, ist auch für mich der 2. Weltkrieg zu Ende!“, bemerkte Johannes Paul tief bewegt. Es war kein leichter Gang. Noch im Anflug auf Berlin hatte er sich an Kardinal Lehmann gewandt: „Wissen Sie, was es für einen polnischen Papst bedeutet, hier in Berlin zu sein? – Preußen, Nationalsozialismus und Kommunismus! – Und da muss der Papst hin!“

Schritte zu wahren Frieden und echter Versöhnung kosten viel Kraft und Überwindung, besonders wenn es um Polen und Deutschland geht. Und doch sind sie während der vergangenen Jahrzehnte in großer Zahl getan worden. Der schwierige Weg zur Versöhnung zwischen unseren beiden Völkern hat viele Meilensteine. Er ist noch nicht an seinem Ende angekommen. Aber das Ziel kann nach meiner festen Überzeugung nicht mehr verfehlt werden.

Das deutsch-polnische Verhältnis hat einen Stand erreicht, dass aktuelle Kontroversen – und mögen sie auch mitunter heftig sein – es nicht mehr dauerhaft gefährden können: Wir Deutsche kennen den entscheidenden Beitrag der Polen für die Vereinigung unseres Vaterlandes. In Polen ist nicht vergessen, dass Deutschland der engagierteste Befürworter seines EU-Beitritts gewesen ist.

Am 17. Juni wird der deutsch-polnische Freundschaftsvertrag 15 Jahre alt. Das deutsch-polnisch-dänische Korps – was für eine Neuerung vor sieben Jahren! – übernimmt 2007 die Führung der ISAF in Afghanistan. Die Enkel der Kriegsgeneration haben die Katastrophen der Vergangenheit so weit hinter sich gelassen, dass sie gemeinsame Verantwortung für den Frieden in der Welt wahrnehmen. Nichts zeigt mehr, wie weit der Weg der Versöhnung und Verständigung fortgeschritten ist.

Das Deutsch-Polnische Jugendwerk verzeichnet seit seiner Gründung 1993 fast 1,5 Millionen Teilnehmerinnen und Teilnehmer am Jugendaustausch. Über 400 Städte jenseits und diesseits von Oder und Neiße sind durch Partnerschaften verbunden – seit kurzem auch das bayerische Markt am Inn und das polnische Wadowice.

Deutschland ist Polens bedeutendster Handelspartner, Polen mittlerweile der zehntwichtigste Deutschlands. Die Wirtschaftskontakte sind noch ausbaufähig, aber deutsche Unternehmen haben inzwischen rund 7 Milliarden Euro in Polen investiert und polnische Unternehmer beginnen, in Deutschland zu investieren. In wenigen Tagen besucht ein Papst aus Deutschland, Benedikt XVI., in der Nachfolge des großen Johannes Paul, Polen; er besucht Warschau – noch bevor er in Berlin gewesen ist!

Zweieinhalb Jahrzehnte, nachdem das Wunder geschah, dass erstmals ein Pole zum Papst gewählt wurde, folgt ihm ein Deutscher nach, und Erzbischof Nossol von Oppeln meint: „Das haben nicht die Kardinäle fertig gebracht. Auf diesen Witz konnte nur der Heilige Geist selber kommen.“

Und keiner fragt: Geht das? Kann ein Deutscher Papst sein? Es ist nur gefragt worden: Setzt der neue Papst das Werk seines polnischen Vorgängers fort?

Mit Blick auf viele kraftvolle Beispiele für das vertrauensvolle Verhältnis und die Verbundenheit zwischen Polen und Deutschen haben Sie, verehrter Herr Bartoszewski, schon vor einigen Jahren gesagt: „Da ist ein Wunder geschehen!“ Die Ausgangslage schien in der Tat heillos. Wie sollten Polen und Deutschland jemals wieder zu einer guten Nachbarschaft oder gar zu Versöhnung, Partnerschaft und Freundschaft finden?

Hitler hatte im Sommer 1939 mit Stalin einen Pakt geschlossen, der für Polen das Todesurteil bedeutete. Polen war als erstes Land im September 1939 hinterhältig von deutschen Truppen überfallen worden. Polen hatte grausam, grausamer noch als andere Staaten, unter der deutschen Besatzung gelitten. Das KZ nahe Auschwitz, das Furchtbarste aller furchtbaren Vernichtungslager, lag auf polnischem Territorium. Millionen Deutsche hatten aufgrund der alliierten Beschlüsse ihre Heimat verlassen müssen. Und Millionen Polen mussten nach der Abtrennung Ostpolens eine neue Heimat in Schlesien und Pommern finden. Eine gemeinsame Grenze zwischen der neu entstandenen Bundesrepublik und Polen gab es nicht. Ein Friedensvertrag, der Grenzen endgültig festlegte, war nicht in Sicht. Die Bundesrepublik und Polen gehörten unterschiedlichen politischen Systemen und gegeneinander gerichteten Militärbündnissen an.

Nur weil es Menschen gab, die wider alle Hoffnung hofften und Anfänge wagten, blieb es nicht bei Resignation und Tatenlosigkeit. Menschen in Polen und Menschen in Deutschland, die Versöhnung wollten – zwischen den Staaten und zwischen ihren Bewohnern. Menschen, die nicht auf andere oder auf bessere Zeiten warteten, sondern entschlossen waren, selbst zu handeln.

Christen, Katholiken, Geistliche wie Laien, katholische Initiativen, Verbände und Institutionen waren nach der Katastrophe des Zweiten Weltkriegs und im Europa des Kalten Krieges die „Avantgarde der Versöhnung“ (Karl Lehmann). Durch die „Zugehörigkeit zu derselben Kirche“ erwuchs, so haben es deutsche Katholiken im Bensberger Memorandum formuliert, „die besondere Aufgabe, zur Versöhnung des polnischen und deutschen Volkes beizutragen.“

1957 – 12 Jahre nach Kriegsende – gelingt dem in Schlesien geborenen Prälat Johannes Zinke, Caritasdirektor in Berlin, ein erster brieflicher Kontakt mit Bischof Boleslaw Kominek, dem späteren Kardinal und Erzbischof von Breslau. 1958 kommt Stanislaw Stomma – Redaktionsmitglied der beiden katholischen Zeitschriften „Znak“ und „Tygodnik Powszechny“, der Nestor der deutsch-polnischen Versöhnung – auf Einladung der KNA als erster polnischer Parlamentarier in die Bundesrepublik Deutschland.

In der berühmten „Hedwigspredigt“ 1960 spricht sich Julius Döpfner, damals noch Berliner Bischof, nachdrücklich für die Versöhnung von Deutschen und Polen aus. Im Mai 1964 unternehmen Mitglieder der deutschen Sektion von „Pax Christi“ eine Sühnewallfahrt nach Auschwitz, bei dem es auch zu einer Begegnung mit dem damaligen Krakauer Erzbischof Karol Wojtyla kommt.

Pioniertaten – sich vortastend auf noch unbefestigtem Gelände. Für weitergehende Schritte scheint die Zeit vorerst noch nicht reif. Trotzdem entschließen sich die polnischen Bischöfe im November 1965 – hier in Rom, während der letzten Wochen des II. Vatikanischen Konzils – zu einer befreienden Geste von moralischer Größe und Symbolkraft.

„In diesem allerchristlichen und zugleich sehr menschlichen Geist strecken wir unsere Hände zu Ihnen hin in den Bänken des zuendegehenden Konzils, gewähren Vergebung und bitten um Verzeihung“, so die Botschaft an ihre deutschen Mitbrüder. Und die Antwort war: „Mit brüderlicher Ehrfurcht ergreifen wir die dargebotenen Hände.“

Ein Trompetenstoß, so dass noch vier Jahrzehnte später nicht an das epochemachende Ereignis des II. Vaticanums erinnert werden kann, ohne auch den Briefwechsel zwischen den polnischen und deutschen Bischöfen ins Gedächtnis zu rufen.

Der Briefwechsel markiert den Neubeginn in den Beziehungen zwischen Polen und Deutschen, die Wende von Hass und Vorurteilen zu ihrer Überwindung. Nicht weil es nachher keine Rückschläge und Krisen gegeben hätte; sie sind – wie jeder weiß – zahlreich. Aber weil mit dieser mutigen Initiative der Bann gebrochen war – für eine intensivere und offenere Beschäftigung miteinander, für einen Dialog, der Vertrauen schafft und es ermöglicht, über alle Hindernisse hinweg den Weg der Versöhnung unbeirrt fortzusetzen.

Ja, es gibt in der Tat gute Gründe dafür, dass die polnische Botschafterin und der deutsche Botschafter beim Heiligen Stuhl zum Abschluss des deutsch-polnischen Jahres zu einem Kolloquium nach Rom eingeladen haben! Der Weg zur Versöhnung zwischen Deutschen und Polen führt auch über Rom. Meilensteine sind auch hier gesetzt worden. Und Kardinal Wojtyla und der junge Konzilstheologe Joseph Ratzinger als Berater des Kölner Kardinals Frings waren von Anfang an dabei.

Begegnet sind sie sich 1965 noch nicht – erst in den beiden Präkonklaven und Konklaven von 1978. Aber der Pole wurde dem Deutschen damals zum Begriff: „Die deutschen Kardinäle“, gab Papst Benedikt kürzlich den Zuschauern des polnischen Fernsehens zu wissen, „haben mir erzählt, wie groß der Verdienst und der Beitrag des Erzbischofs von Krakau waren und dass er eigentlich die Seele dieser wirklich historischen Korrespondenz war.“

Vor allem Kardinal Wojtyla, aber auch Bischof Kominek haben den polnischen Brief vom 18. November 1965 vorbereitet. Ein unglücklicher Zufall führt dazu, dass die deutschen Bischöfe erst am 27. November Kenntnis von ihm erhalten: Tagelang liegt er – drüben in der Anima – ungeöffnet im Zimmer des Kölner Kardinal Frings. Der spätere Kardinal Bengsch, Bischof in dem durch die Mauer geteilten Berlin, entwirft innerhalb kürzester Frist den Antwortbrief. Am 5. Dezember, drei Tage vor der feierlichen Abschlussfeier des Konzils, wird er der polnischen Seite zugeleitet. Beide Briefe werden veröffentlicht.

Hoch ist das Risiko für die polnischen Bischöfe: In der Heimat entfacht die kommunistische Partei- und Staatsführung die heftigste antikirchliche Kam-

pagne in der an antikirchlichen Kampagnen nicht armen Geschichte der Volksrepublik. Praktisch alle Pfarrer und Dekane werden vorgeladen. Auch Erzbischof Kominek muss ein – wie es offiziell heißt – „warnendes Gespräch“ über sich ergehen lassen.

Von Verrat an der polnischen Nation ist die Rede und man wittert die Chance, mit antideutschen Ressentiments Kirchenleitung und Kirchenvolk auseinander zu dividieren. Dem ungeheuren Druck begegnet Erzbischof Wojtyla mit den Worten, es sei „undenkbar, dass Menschen nicht Grund haben, sich gegenseitig um Verzeihung zu bitten.“

Die Sache ist entschieden, als Primas Wyszynski am 3. Mai 1966 – vor 40 Jahren, bei der Feier des polnischen Millenniums in Tschenstochau – die Vergebungsworte an die Deutschen wiederholt und die riesige Menschenmenge seine Worte spontan aufnimmt: „Wir vergeben!“

Langsam entwickeln sich Beziehungen; sie werden zu einem breiten Strom: Besuche und Gegenbesuche der Bischöfe, die Anstrengungen der Verbände, des Zentralkomitees der deutschen Katholiken – 1974 spricht Tadeusz Maziowiecki auf dem deutschen Katholikentag in Mönchengladbach und darf lange Zeit deswegen nicht mehr in den Westen reisen – und vor allem von Pax Christi. Auf Initiative des Vizepräsidenten der Sektion Deutschland, Alfons Erb, ist vor 32 Jahren – nach Abschluss des Warschauer Vertrages und der Aufnahme diplomatischer Beziehungen – das Maximilian-Kolbe-Werk als ein Gemeinschaftsprojekt des ZdK und 13 weiterer katholischer Verbände gegründet worden, um einen speziellen Beitrag zur Versöhnung zwischen Polen und Deutschen zu leisten, um ehemalige KZ-Häftlinge unabhängig von ihrer Religion, Konfession oder Weltanschauung zu unterstützen.

Der Erzbischof von Krakau war einer der Paten dieses Hilfswerks des Heiligen von Auschwitz, der für einen anderen in den Todesbunker ging. Seine Verbundenheit wirkte fort. Karol Wojtyla ist Papst, als polnische und deutsche Katholiken am 18. Oktober 1982 im Petersdom einen Dankgottesdienst anlässlich der Heiligsprechung von Maximilian Kolbe feiern. Eine neue Zeit war in Europa und für die deutsch-polnischen Beziehungen angebrochen.

Mit Karol Wojtyla wird ein Mann Nachfolger Petri, der unter den Schrecken der deutschen Besatzung gelitten, der den Rauch über Auschwitz und Birkenau nie vergessen hat, der sich den Deutschen aber dennoch auf besondere Weise verbunden fühlt. Als Student hat er begonnen, Husserl, den Lehrer von Edith Stein, und Scheler zu lesen: Er kennt Deutschland auch als Land, in dem die katholische Soziallehre im 19. Jahrhundert zu einer ersten Blüte kam, weiß von der lebendigen Tradition, die sich mit den Namen des „Gesellenvaters“ Kolping und des „Sozialbischofs“ von Ketteler verbindet.

Schon als polnischer Bischof ist er von der Notwendigkeit der deutsch-polnischen Versöhnung tief überzeugt: 1974 kommt er in die Bundesrepublik, um gemeinsam mit Kardinal Döpfner eine Versöhnungsmesse im ehemaligen Konzentrationslager Dachau zu zelebrieren. Bei einem weiteren Besuch vom 20. bis 25. September 1978 – an der Seite von Primas Wyszynski, der seit Kriegsende bis zu diesen Tagen Polen nur zum Besuch des Vatikans verlassen hatte – sagt Kardinal Wojtyla in Köln: „... wir wollen einen neuen Blick gewinnen auf die Geschichte unserer Völker und auf die uns von der göttlichen Vorsehung gegebene Nachbarschaft, die im Laufe der Geschichte oft eine schwierige Nachbarschaft gewesen ist.“ Und einige Sätze weiter deutet er an, worauf dieser „neue Blick“ gerichtet sein sollte: „Ich bin überzeugt“, sagt er voraus, „dass dies zur Gestaltung eines neuen Antlitzes Europas und der Welt beitragen wird.“

Die Wahl Karol Wojtylas zum Papst – nur Wochen später – wirkt aus heutiger Perspektive wie ein vorweggenommenes „Wendewunder“ des Heiligen Geistes für Europa: Die Teilung des Kontinents und der Welt wird, so die längst sichere Gewissheit des neuen Papstes, nicht von Dauer sein; die kommunistische Herrschaft in Mittel- und Osteuropa wird keine Zukunft haben.

Offenbar sind die deutschen und österreichischen Bischöfe, allen voran der Mainzer Kardinal Volk und der Wiener Kardinal König, in besonderer Weise vom Heiligen Geist geleitet. Nicht ohne ihr Zutun wird zum ersten Mal seit 1523 ein Nicht-Italiener – ein Pole – zum Oberhaupt der katholischen Kirche gewählt.

Bei seiner Amtseinführung im Oktober 1978 spricht Johannes Paul die entscheidenden Worte. Worte, die zum Fanal für den Aufbruch zunächst der Gewerkschaftsbewegung „Solidarnosc“ und dann für die Freiheit in ganz Mittel- und Osteuropa werden: „Öffnet, ja reißt die Tore weit auf für Christus! Öffnet seiner rettenden Macht die Grenzen der Staaten, die wirtschaftlichen und politischen Systeme, die weiten Bereiche der Kultur, der Zivilisation und des Fortschritts. Habt keine Angst!“

Seine Reise nach Polen im Juni 1979, die erste Reise eines Papstes in ein kommunistisches Land, hat in Polen gewaltige Kräfte freigesetzt. Vorher, berichtet Lech Walesa, habe er mit einer Handvoll Mitstreitern den Widerstand organisiert, danach sei 1980/81 die Bewegung der „Solidarnosc“ entstanden, die zuletzt zehn Millionen Polen ergriffen habe. Der Papst habe die Menschen in der kommunistischen Welt „zum Erwachen gebracht“.

Am 4. Juni 1979 kündigt der Papst gegenüber den Vertretern des kommunistischen Regimes an: „Gestatten Sie mir, meine Herren, das Wohl Polens auch weiterhin als das meine zu betrachten und zutiefst daran Anteil zu nehmen, ganz so, als ob ich noch in diesem Lande lebte und Bürger dieses Staates wäre.“ Heute ist kaum mehr nachvollziehbar, wie viel Sprengstoff in diesem Satz enthalten ist. Mit freundlicher Ironie gibt er offen zu verstehen, das Prinzip der Nichteinmischung, das von der damals herrschenden Lehre der Entspannungspolitik zur obersten Maxime erhoben worden war, nicht anerkennen zu wollen.

„Johannes Paul II.“, so haben Sie es, verehrte Frau Suchocka, einmal formuliert, „fürchtete sich nicht, zu Lösungen aufzurufen, die den durch ein Netz mannigfaltiger internationaler Absprachen gebundenen Politikern als unreal und undurchsetzbar erschienen.“

In einer Zeit, als sich andere im Status Quo eingerichtet hatten, als auch der katholischen Kirche im geteilten Deutschland die endgültige Trennung drohte, warb er für die Einheit Europas, für die Rückkehr zur europäischen Geschichte und rief zur Abkehr von einem einseitigen und falschen Europabild auf.

1980, 1.500 Jahre nach der Geburt des heiligen Benedikt, erhebt er die Slawenapostel Kyrillos und Methodios zu Mitpatronen Europas und rückt damit die Völker östlich von Mauer und Stacheldraht ins Blickfeld – ihren Anspruch auf dieselben Rechte und dieselbe Würde: Ljubljana, Budapest, Warschau und Bratislava gehören zu Europa wie Madrid, Hamburg oder Paris!

Lange bevor sich der sowjetisch dominierte, kommunistische Machtblock auflöst, hat seine Vision Europas klare Konturen. In seiner Rede vor dem Europäischen Parlament – am 11. Oktober 1988 – werden die Leit motive eines freien und einigen Europas noch einmal deutlich sichtbar: Er spricht vom „gemeinsamen Haus“ aller europäischen Nationen und von den „beiden Lungenflügeln“ – dem östlichen wie dem westlichen – , mit denen Europa atmen müsse. Er kenne das Verlangen der slawischen Völker nach Freiheit und Zugehörigkeit zu Europa und wünsche deshalb, dass sich ein freies Europa eines Tages zu den Dimensionen ausbreite, „die ihm von der Geographie und der Geschichte gegeben wurden.“

Der Weg in die Freiheit und nach Europa blieb nicht ohne Rückschläge: Dem „polnischen Sommer“ im August 1980 mit der Entstehung der „Solidarnosc“ folgt der „polnische Winter“ – die Ausrufung des Kriegsrechts am 13. Dezember 1981, die katastrophale Versorgungskrise, die Not und Standhaftigkeit der Menschen. Mitgefühl, Solidarität, Bewunderung für den mutigen Widerstand der Polen gegen die kommunistische Bevormundung rufen in der Bundesrepublik Deutschland eine ungewöhnliche Welle der Hilfsbereitschaft hervor. Die eben begonnene Annäherung von Polen und Deutschen bewährt sich in der Stunde ärgster Bedrängnis. Durch Pakete und Briefe entstehen zehntausende persönliche Kontakte.

Der befreiende Ruf „Habt keine Angst!“ verhallt nicht. Nicht einmal 12 Jahre nach seinem Amtsantritt begegnet Johannes Paul den Völkern Mittel- und Osteuropas mit den Worten: „Ihr habt die Angst besiegt!“ Die Öffnung der Grenzen in Europa ist Realität geworden. Für das deutsch-polnische Verhältnis beginnt ein neues Kapitel.

Der November 1989 steht mir vor Augen. Wir besuchten mit der Delegation von Bundeskanzler Helmut Kohl Polen – ausgerechnet Polen! Am 10. November 1989 wurde die Außenstelle der Konrad-Adenauer Stiftung in Warschau eröffnet – die erste jenseits des Eisernen Vorhangs. Am Abend zuvor – am 9. November, als die Nachricht eintraf: Das Brandenburger Tor ist offen! – waren wir Gäste des polnischen Ministerpräsidenten Mazowiecki.

Jetzt wurde es möglich, dass viele bilaterale Fragen – vor allem diejenigen, die aus der schwierigen Vergangenheit herrührten –, endlich geklärt oder einer Klärung näher gebracht werden konnten.

Erinnert sei an die Versöhnungsgeste zwischen Tadeusz Mazowiecki und Helmut Kohl bei dem von Erzbischof Nossol zelebrierten Gottesdienst im November 1989 in Kreisau. Inzwischen ist dort ein Zentrum der deutsch-polnischen Verständigung entstanden, in dem sich die Jugend unserer beiden Völker trifft. Erinnert sei an die endgültige Besiegelung der deutsch-polnischen Grenze im Zwei-plus-Vier-Vertrag. Erinnert sei an die Rede von Roman Herzog zum 50. Jahrestag des Warschauer Aufstandes am 1. August 1994 und vor allem an die Rede von Wladyslaw Bartoszewski im Deutschen Bundestag ein Jahr später, als er in bewegenden Worten auf die Tragödie der Vertreibung einging: „Wir beklagen das individuelle Schicksal und die Leiden von unschuldigen Deutschen, die von den Kriegsfolgen betroffen wurden und ihre Heimat verloren haben.“

Zum Abschluss des Deutsch-Polnischen Jahres wollen wir uns erinnern – Deutsche wie Polen – an die hellen, wie an die dunklen Kapitel der Vergangenheit, in Anerkennung der jeweils eigenen Rolle und Verantwortung. Die Geschichte darf nicht umgeschrieben und über Flucht und Vertreibungen in Europa darf nicht gesprochen werden, ohne nach den Ursachen zu fragen. Vor allem aber wollen wir gemeinsam eine bessere Zukunft bauen!

Seit Anbeginn ist der deutsch-polnische Aussöhnungsprozess zukunftsgerichtet. Bereits der Brief der politischen Bischöfe zielte, so Erzbischof Kominek, darauf ab, „uns durch Deutschland nach Europa ... [zu] führen.“ Eine, wie wir heute wissen, erfolgreiche Strategie.

Deutschland, insbesondere Helmut Kohl, hat sich nach 1989 vehement für den baldigen Beitritt Polens zur NATO und zur Europäischen Union eingesetzt. Wir haben nie gemeint, Polen müsse um den Beitritt bitten, sondern wir waren immer davon überzeugt, die Europäische Union nenne sich zu Unrecht eine Europäische Union, solange sie nur eine west- und südeuropäische Union sei. Polen gehört genauso wie Frankreich, Italien oder Spanien zu der Europäischen Union. Es war die Ungunst der Nachkriegsentwicklung, die totalitäre Herrschaft und die sowjetische Bevormundung, die Polen gegen den eigenen Willen davon abhielt, Mitglied der europäischen Gemeinschaft zu sein.

Helmut Kohl ist es ganz maßgeblich zu verdanken, dass das Thema der Osterweiterung Anfang der neunziger Jahre auf die Tagesordnung der Europäischen Union gelangte und gegen manchen Widerstand dort geblieben ist – bis zu ihrem Vollzug am 1. Mai 2004.

In der Nacht zum 1. Mai 2004 hat die Bevölkerung der neuen Mitgliedsstaaten das Ende der Teilung Europas auf bewegende Weise gefeiert. Der polnische Ministerpräsident sprach vom glorreichsten Augenblick in der polnischen Geschichte. In Krakau – auf dem größten Marktplatz Europas, wie jedenfalls die Krakauer meinen – versammelten sich 50.000 Menschen und der dortige Marschall Sepiol sagte: „Die Wallfahrt Polens nach Europa ist vorbei! Wir sind wieder daheim.“ In den Städten entlang der Oder und Neiße lagen sich Deutsche und Polen in den Armen.

Johannes Paul hat den Erweiterungsprozess bis zuletzt begleitet und gefördert. Dass das polnische EU-Referendum 2003 so eindeutig ausfiel, ist ihm mit zu verdanken.

Seine Vision eines vereinten und freien Europas hatte sich erfüllt. Aber die Arbeit für Europa war damit nicht getan. Befreiung und Vereinigung Europas waren Etappenziele. Er wollte mehr: Er wollte die Vollendung Europas!

Der Integrationsprozess schien ihm noch viel zu sehr auf wirtschaftliche Aspekte gerichtet. Er sprach von einer „Krise der Werte“ und stellte nun besonders deutlich heraus, worauf er seit 1978 in unzähligen Stellungnahmen immer wieder hingewiesen hatte: „Es wird keine Einheit Europas geben, solange es keine Gemeinschaft des Geistes gibt.“ Ohne sie sei dauernde Stabilität auf dem Kontinent langfristig nicht zu erreichen.

Europa – er verstand es selbstverständlich als gemeinsamen Kulturraum für Gläubige wie für Nichtgläubende – müsse sich seines kulturellen, historischen, religiösen und dabei vor allem christlichen Erbes neu bewusst werden, denn nur daraus könnten die Europa verbindenden und für alle Europäer verbindlichen Wertegrundlagen erwachsen.

Dass im Entwurf des europäischen Verfassungsvertrags der Gottesbezug fehlte, hat er tief bedauert: „Es ist nicht gut, die Wurzeln abzuschneiden, aus denen man geboren wurde.“

Seinen „Traum“ von Europa hat er deswegen nicht aufgegeben. In der Sala Clementina stellte er ihn noch einmal vor, als er im März 2004 den Außerordentlichen Karlspreis der Stadt Aachen entgegennahm: Nationen sah er als „Zentren kulturellen Reichtums“, denen Raum zu geben sei, doch weit entfernt von „selbstsüchtigen Nationalismen“. Das Angesicht Gottes werde leuchten über einem „Europa des Menschen“, in dem „engagierte Männer und Frauen solche Werte fruchtbar werden lassen“, die sie im Glauben erkannt haben. „Dies ist der Traum, den ich im Herzen trage und den ich ... Ihnen und den kommenden Generationen anvertrauen möchte.“

Johannes Paul bekennt sich zur legitimen Autonomie der demokratischen Ordnung, aber ebenso lässt er keinen Zweifel daran, dass die Kirche gefragt und gefordert ist, wo es um die Dimension einer moralischen Ordnung unseres Kontinents geht. So ist es zu verstehen, dass er in seinem bewegenden europäischen Vermächtnis, im apostolischen Schreiben „Ecclesia in Europa“ von 2003, die Kirche zum Einsatz für diesen Kontinent ermutigt. „Du, Kirche in Europa“, heißt es darin immer wieder auffordernd.

Ein entscheidender Anstoß der Schrift liegt in der Aufforderung, der Versöhnung in Europa zu dienen. Der Heilige Vater rückt damit wieder einen Aspekt in den Mittelpunkt, den viele allzu sehr aus den Augen verloren haben: Dass der europäische Zusammenschluss aus dem Erleben des zunächst gegen Polen entfesselten Krieges und aus der Erfahrung zweier unmenschlicher totalitärer Diktaturen erwachsen ist, dass der Kern und die eigentliche Triebfeder der Einigungsbewegung in der Schaffung einer stabilen und gerechten Friedens- und Freiheitsordnung besteht.

Das Friedens- und Versöhnungswerk Europa – insbesondere auch die deutsch-polnische Partnerschaft, die ein Schlüssel der europäischen Einigung ist – bedarf weiterhin großer Anstrengungen. Es kann gelingen – mit nüchternem Verstand, politischem Realismus, auf dem festen Grund christlicher Überzeugungen, mit der Widersprüche und Konflikte überbrückenden Kraft des Glaubens, mit Leidenschaft für Europa.

Und es kann gelingen, indem wir uns große, leidenschaftliche Europäer wie Johannes Paul zum Vorbild nehmen. Die Chancen stehen gut, dass die Kirche dieses Vermächtnis erfüllt – zumal sein Nachfolger, sein engster Weggefährte, ein Deutscher ist. Über ihn schrieb Johannes Paul in seinem Buch „Auf, lasst uns gehen!“: „Ich danke Gott für die Anwesenheit und die Hilfe von Kardinal Ratzinger. Er ist ein bewährter Freund!“

Es kann kein Zweifel daran bestehen, dass Papst Benedikt XVI. – der sich den Namen des ersten Patrons Europas, des geistigen Urhebers einer friedensstiftenden Zivilisation auf dem Kontinent wählte, aber sich auch ganz bewusst auf Benedikt XV. bezog, den Friedenspapst des ersten Weltkriegs, und damit ein Zeichen für sein eigenes Pontifikat setzte – auch in der Sicht auf Europa und seiner politischen und geistigen Integration mit seinem Vorgänger übereinstimmt. Er teilt die Auffassung, dass ein Europa, das sich als nur „wirtschaftliche und monetäre Gesamtheit“ darstellt, nicht von Bestand sein wird, und diagnostiziert eine „seltsame Unlust an der Zukunft“. Ausgerechnet in der Stunde seines äußersten Erfolgs sei Europa „von innen her leer geworden“. („Werte in Zeiten des Umbruchs“)

Erst kürzlich – am 30. März, bei einer Audienz für die Fraktion der Christlichen Demokraten im Europäischen Parlament – hat Papst Benedikt dazu aufgerufen, die christlichen Wurzeln angemessen im europäischen Einigungsprozess zu berücksichtigen – nicht nur zur Stärkung der europäischen Identität, sondern auch, weil sie – man denke nur an die lange Tradition der katholische Soziallehre – dazu beitragen können, die Herausforderungen in einer von Globalisierung und vom demographischen Wandel gekennzeichneten Welt zu meistern.

Benedikt XVI. fordert eine „Gemeinschaft der europäischen Staaten“, die auf gemeinsamen Werten gründet – an erster Stelle auf der „Unbedingtheit, mit der Menschenwürde und Menschenrechte als Werte erscheinen müssen, die jeder staatlichen Rechtssetzung vorangehen.“ Ehe und Familie seien wesentlich für die europäische Identität: „Europa wäre nicht mehr Europa, wenn diese Grundzelle seines sozialen Aufbaus verschwände oder wesentlich verändert würde.“ Und drittens nennt er – lange vor dem Streit über dänische Karikaturen – „die Ehrfurcht vor dem, was dem anderen heilig ist; die Ehrfurcht vor dem Heiligen überhaupt, vor Gott; die sehr wohl auch demjenigen zumutbar ist, der selbst nicht an Gott zu glauben bereit ist.“

„Europa braucht eine neue – gewiss kritische und demütige – Aufnahme seiner selbst, wenn es überleben will“ und der Heilige Vater bezieht diesen Gedanken auf den weltweiten Dialog der Kulturen: Die in Europa immer wieder leidenschaftlich geforderte Multikulturalität sei manchmal nichts anderes als eine Absage an das Eigene, die Flucht vor dem Eigenen. „Aber Multikulturalität kann ohne Richtpunkte des Eigenen nicht bestehen.“

Europa sieht er als Testfall für Versöhnung und Frieden. In seinem Buch – ein kluger Mann hat dieser Tage gesagt: Johannes Paul musste man hören, Benedikt muss man lesen – „Werte in Zeiten des Umbruchs“ spricht er von der Vision, den Kontinent „als einen Hort des Rechts und der Gerechtigkeit allen Menschen gegenüber [zu] bauen“. Deshalb ist in seinen Augen die Debatte um die Definition Europas und seine neue politische Form kein nostalgisches Rückzugsgefecht, sondern sie hat entscheidende Auswirkungen auf die gesamte Menschheit von morgen.

„Die Erinnerung an das Unrecht des Zweiten Weltkriegs und an die große Geschichte der Versöhnung, die ihm gottlob in Europa gefolgt ist – diese Erinnerung zeigt uns, wo die heilenden Kräfte sind,“ so einer der Schlusssätze des zitierten Buchs von Joseph Ratzinger.

Ein Papst aus Deutschland folgt auf einen Papst aus Polen. Kann es ein bewegendes Zeichen dafür geben, dass unsere beiden Nachbarvölker gemeinsam ihre Rolle für den Frieden in Europa angenommen haben? Ein Zeichen, für das wir dankbar sein sollten. Ein Zeichen, das unsere Kirche, unsere beiden Völker, unsere beiden Regierungen für die Zukunft in Pflicht nimmt.

Vor allem wir Laien – man lese die Enzyklika „DEUS CARITAS EST“ – sind aufgerufen, „für eine gerechte Ordnung in der Gesellschaft zu wirken“ (Nr. 29). Eine gerechte Ordnung in Europa wird es aber erst geben, wenn in der Europäischen Union die gegenwärtige Stagnation überwunden ist und wenn auch in der östlichen Nachbarschaft Polens und in den Ländern auf dem Balkan Freiheit, Demokratie und eine stabile Ordnung herrschen.

Ungewöhnliches ist geschehen, Großes muss noch geschehen, wenn die Vision Europa in Erfüllung gehen soll!

\*\*\*